

Hinterseite einen kleineren, keilförmigen Ausschnitt, auf dem man viele Krinsen späterer Herkunft sehen kann und dessen Flächen sonst völlig glatt sind; aus geschlagenem Feuerstein sind die Messer Tafel V, Fig. 26—28, die Pfeilspitzen Tafel V, Fig. 29—34 und der Schaber Tafel V, Fig. 35.

An Schmuckgegenständen fanden sich zahlreiche durchbohrte Zähne vom Hund (Tafel V, Fig. 36), ein langer, dünner, nicht bestimmter (Tafel V, Fig. 37), ein Zahn vom Pferd oder Hirsch (Tafel V, Fig. 38), Reste vom Nagezahn des Bibers (Tafel V, Fig. 39) und schließlich ein Anhänger aus Knochen mit Durchbohrung am oberen Ende (Tafel V, Fig. 40). Endlich hat sich noch ein hohler Vogelknochen gefunden, der von einer mit Erde und Grünspan gemischten Schicht überzogen ist; diese Schicht bröckelt leicht ab, der Knochen ist nicht grün gefärbt. Eine Deutung dafür fehlt mir, da Kupfer sonst nicht gefunden ist.

Schließlich ist mir noch eine ovale, auf der Unterseite flache, auf der Oberseite halbkugelig gewölbte Koralle zu Gesicht gekommen (Tafel V, Fig. 41), die am Oberteile zwei senkrecht aufeinanderstoßende Durchbohrungen zeigt. Diese hatte ein Dessauer Herr nach der Ausgrabung in der nächsten Nähe des Grabes gefunden; freundlicherweise hat er sie mir zur Aufnahme überlassen, leider habe ich ihn aber nicht bewegen können, das doch sicher aus dem Grabe stammende Stück dem Gesamtfund zu überweisen.

Hans Seelmann.

## Die frühgeschichtlichen Gräber von Ammern, Landkreis Mühlhausen i. Th.

### II.

(Hierzu Tafel VI.)

Die deutsche Frühgeschichte, von dem ersten Auftreten unserer Vorfahren in der Geschichte bis zum Zeitalter Karls des Großen reichend, umspannt alle die Zeiträume, aus denen wir bereits schriftliche Nachrichten über die Germanen besitzen, die aber noch nicht im hellen Lichte der Geschichte vor uns liegen; sie ist eine Zeit der Dämmerung, des Übergangs. Die Quellen fließen spärlich und setzen auch auf größere Zeiträume aus; die Zeugnisse historischer Schriftsteller sind lückenhaft und unzuverlässig, so daß an uns die Notwendigkeit herantritt, sie durch die Ergebnisse der Bodenforschung zu ergänzen und zu berichtigen. Der Historiker muß mit dem Archäologen Hand in

Hand gehen, wenn er positive, die Wissenschaft fördernde, in jeder Beziehung einwandfreie Forschungsergebnisse gewinnen und aussprechen will. Die Archäologie kann der Historik wertvolle Dienste leisten, wenn sie die Bodenfunde auf das gewissenhafteste beachtet und einer sorgfältigen Bearbeitung unterzieht. Daß die frühgeschichtlichen Funde ein hohes Interesse zu beanspruchen haben und von der Archäologie und Geschichtswissenschaft mit großer Freude begrüßt werden müssen, kann nach dem Gesagten keinem Zweifel unterliegen. Auch die kürzlich in der hiesigen Gegend aufgedeckten, in die deutsche Frühgeschichte fallenden Gräber dürften für die Wissenschaft von Bedeutung sein, zumal es mir vergönnt war, acht Gräber einer genauen Untersuchung und Beobachtung zu unterziehen und die Fundumstände mit Sicherheit festzustellen. Daher kann ich mich der Notwendigkeit, die Funde und die Ergebnisse meiner Untersuchung übersichtlich zu veröffentlichen, nicht entziehen, selbst auf die Gefahr hin, schon oft Gesagtes zu wiederholen und irrige Schlußfolgerungen auszusprechen. Auch die Tatsache, daß die ermittelten Fundumstände das vor Jahresfrist in dieser Zeitschrift Gesagte ergänzen und berichtigen und zu neuen Schlüssen berechtigen, macht es mir zur Pflicht, die gemachten Beobachtungen weiteren Kreisen bekannt zu geben. Fehlschlüsse sind dabei keineswegs zu vermeiden; denn das Gebiet unserer Altertümer ist zu umfassend und teilweise noch wenig aufgeklärt, sie treten in viel zu mannigfaltigen Kombinationen auf und gestatten der subjektiven Beurteilung einen zu weiten Spielraum, als daß es möglich wäre, auch bei der größten Sorgfalt vor Irrtümern sich schützen und von einem einzigen Standpunkte aus zu wirklich positiven, die Wissenschaft fördernden Resultaten gelangen zu können. Der Zweck meiner Arbeit ist erreicht, wenn es mir gelingen sollte, der Archäologie neues Material zur Untersuchung und Einreihung zuzuführen und die Anteilnahme bewährter und besser gerüsteter Forscher für die Funde zu erwecken.

Das Dorf Ammern liegt, wie ich schon im 3. Bande der Jahresschrift auf Seite 18 ausgeführt habe, 2 $\frac{1}{2}$  km von der Stadt Mühlhausen in nördlicher Richtung entfernt und zwar da, wo die vom Eichsfelde kommende Luhne sich mit der Unstrut vereinigt.

Im August vorigen Jahres stieß der in der Müllerschen Sandgrube bei Ammern beschäftigte Arbeiter beim Abräumen der Muttererde auf verschiedene Skelettgräber. Vom Besitzer der Grube benachrichtigt, erschien ich noch an demselben Tage auf dem Fundplatze, um die Aufdeckung der Gräber zu überwachen, die Fundumstände festzustellen und die Grabfunde zu bergen. Die angeschnittenen Gräber lagen in

der Nähe des im Jahre 1903 unter meiner Aufsicht aufgedeckten, im 3. Bande der Jahresschrift auf Seite 22 beschriebenen Grabes. Auch von den im Jahre 1896 freigelegten Gräbern muß das gleiche gesagt werden, sie lagen, wie mir der seit vielen Jahren in der Sandgrube beschäftigte Arbeiter bestimmt versicherte, in der unmittelbaren Nähe des neuen Fundplatzes, ungefähr 8—10 m südlich davon. Die nun planmäßig vorgenommene Ausgrabung zeitigte ein unerwartetes Resultat: 7 Gräber wurden in kurzer Zeit freigelegt und ein reiches Fundmaterial zutage gefördert, das nicht nur für die chronologische Einreihung der schon früher aufgedeckten Gräber von Wichtigkeit ist, sondern das auch einiges Licht auf die Kultur unseres engeren Vaterlandes in jener Zeit des frühesten Mittelalters zu werfen imstande ist.

Die aufgedeckten Gräber (Situationsplan Tafel VI, Fig. 8) waren in parallelen Reihen von Westen nach Osten angeordnet (Reihengräber); die einzelnen, von vier geraden Wänden begrenzten Gräber von einer zwischen 0,90 m und 1,75 m schwankenden Tiefe und reichten bis auf den Kalktuff, ja einzelne waren noch 0,35 bis 0,85 m tief in ihn eingeschnitten. Jedes Grab war besonders hergestellt, denn zwischen den Gräbern mit ihrer lockeren, schwarz gefärbten Ausfüllungsmasse waren Wände des gewachsenen Bodens stehen geblieben. Die Breite des zwischen den Reihen liegenden Landstreifens betrug 2,30 m, der Abstand zwischen den Schmalseiten der aufeinanderstoßenden Gräber derselben Reihe dagegen 1,20 m. Die Skelette lagen in west-östlicher Richtung und zwar mit den Füßen nach Osten, mit dem Kopfe gegen Westen, wobei das Gesicht bald nach oben, bald nach der Seite sah, stets aber gegen Osten gewandt war. Die Leichen waren bei der Bestattung mit dem Rücken nach unten auf den Boden gelegt. Arme und Beine lagen ausgestreckt, erstere in den meisten Fällen zur Seite des Körpers und zwar am Becken, die Handknochen unterhalb desselben. In einem Frauengrabe lag der rechte Arm auf der Brust, während der linke gestreckt war, und in einem anderen Grabe hatten die Überlebenden dem Toten die Hände über dem Bauche zusammengelegt, die Phalangen und Handwurzelknochen lagen über und neben den Kreuzwirbeln. Sogar ein liegender Hocker konnte in einem Grabe nachgewiesen werden. Trotz dieser kleinen Abweichungen war allen Skeletten die west-östliche Lage gemeinsam. Die Bestatteten waren teils Männer, teils Frauen und zwar von allen Lebensaltern. Tierknochen traten in den Gräbern ziemlich häufig auf, sie lagen in den meisten Fällen zu den Füßen der Toten. Vor einigen Jahren fand der in der Grube beschäftigte Arbeiter ungefähr 10 m von dem Fried-

hof entfernt beim Abräumen des Mutterbodens ein Pferdeskelett ohne Schädel (Situationsplan a). Ob dieses Gerippe mit den frühgeschichtlichen Bestattungen in zeitlichem Zusammenhange steht oder der neueren Zeit angehört, wage ich nicht zu entscheiden, zumal Hufeisen und andere Eisenteile, die in chronologischer Beziehung Rückschlüsse gestatten, fehlen. Tierknochen finden sich in den frühgeschichtlichen Gräbern keineswegs selten, ja selbst Skelette von Kühen, Schafen und Schweinen sind des öfteren nachgewiesen worden. Diese Tiere sollten dem Verstorbenen in seiner Grabwohnung zur Nahrung dienen; sie bildeten die „Wegzehrung“. Die Skelette von Pferden, Hunden und Sperbern weisen darauf hin, daß man dem Toten auch seine Lieblingstiere mit ins Grab gab.<sup>1)</sup> Spuren von Holzsärgen und Steinsetzungen wurden nicht beobachtet. Der Tote wurde ohne jede weitere Einhüllung in das Grab gelegt und mit Erde bedeckt. In der schwarzen Ausfüllungsmasse habe ich des öfteren Scherben nachweisen können. Ob mit der Bestattung eine Opfermahlzeit verbunden war und die Gefäße nach dem Gebrauche zertrümmert und in das Grab geworfen wurden, lasse ich dahingestellt sein. Die Grabhügel fehlen. Eine Einfriedigung des Friedhofs, wie sie beispielsweise bei dem Darzauer Urnenfriedhof unzweifelhaft nachgewiesen ist,<sup>2)</sup> war entweder niemals vorhanden, oder aber sie wurde durch die Bodenkultur in späterer Zeit beseitigt. Jetzt fehlt jede Spur einer solchen.

Das im Sommer des Jahres 1903 unter meiner Aufsicht freigelegte und im 3. Bande der Jahresschrift auf Seite 22 und 23 beschriebene Grab gliedert sich ohne jede Schwierigkeit dem Reihensystem ein, es gehört zur ersten Reihe. (Siehe Situationsplan!) Ich bezeichne dieses Grab als Grab I. Die auf Seite 23 des 3. Bandes der Jahresschrift ausgesprochene Behauptung: „Das in Frage stehende Grab muß zeitlich von den übrigen Gräbern“ (gemeint sind die im Jahre 1896 aufgedeckten Gräber) „getrennt werden, es fällt in die Zeit der Völkerwanderung. Grabfunde und Fundumstände sprechen für diese Annahme“ muß als eine irrige bezeichnet werden und kann nicht mehr aufrecht erhalten werden. Die neuen Grabfunde haben mich eines Bessern belehrt: alle Gräber ohne Ausnahme sind Teile eines planmäßig angelegten Friedhofs, der durch mehrere Jahrzehnte hindurch von der seßhaften Bevölkerung der hiesigen Gegend zu Bestattungszwecken gebraucht und wahrscheinlich aufgegeben wurde, als infolge

<sup>1)</sup> Größler, Geschlossene vorgeschichtliche Funde aus den Kreisen Mansfeld, Eisleben IV, I. Band der Jahresschrift, Seite 146.

<sup>2)</sup> Hostmann, Der Urnenfriedhof bei Darzau.

kriegerischer Ereignisse eine Verschiebung in den Siedlungsverhältnissen der Umgebung eintrat. Die zeitliche Differenz zwischen den einzelnen Gräbern ist so minimal, daß sie überhaupt nicht in Frage kommt. Die Gräber gehören ausnahmslos der Übergangszeit an, also jenem Zeitabschnitte, der zwischen der Zeit der Völkerwanderung und der fränkisch-merowingischen Zeit liegt. Doch davon später.

Grab II. Kriegergrab, ca. 2 m lang, 0,95 m breit und 1,40 m tief. Der Schädel ist gut erhalten. Eigentümlich ist ihm das wulstige Vortreten des Stirnglatzenteils und eine starke Entwicklung der Augenbrauenbogen. Dem Augenschein nach zu urteilen, kann er als mesocephal bezeichnet werden. Das Alter des Kriegers betrug ungefähr 50 Jahre. Die Zähne sind fast vollständig erhalten, nur der 1. Molar des Unterkiefers links fehlt; er ist infolge einer Knocheneriterung (Zahnfistel) verloren gegangen. Eine in der Knochenmasse des Unterkiefers sich befindende Höhle von der Größe einer Bohne weist darauf hin. Die Bikuspitaten und Molaren sind stark abgekaut. Die ersten Anzeichen beginnender Atrophie machen sich bemerkbar.

An Beigaben wurden gefunden ein eisernes Langschwert (spatha), ein eisernes Messer, eine Bronzepingzette und ein Feuerstein.

Das zweischneidige Langschwert mit abgerundeter Spitze lag auf der rechten Seite des Skeletts und zwar neben dem Becken. Die Länge des Schwertes beträgt 71 cm, die Breite der Klinge 4 cm, die Länge der Griffangel 6 cm und die Breite derselben 1 $\frac{1}{4}$  cm. Wahrscheinlich hat das Schwert in einer hölzernen Scheide gesteckt, denn auf dem Roste sind noch deutlich die Abdrücke von der Struktur des Holzes zu erkennen. Die Griffangel saß in einem Handgriffe, der wahrscheinlich ebenfalls aus Holz bestand. Das Schwert dürfte heimische Arbeit sein, es entspricht dem von Müller beschriebenen Schwerte von Rosdorf bei Göttingen<sup>1)</sup> und dem von Dr. Förtsch bei Laucha an der Unstrut gefundenen Schwerte.<sup>2)</sup> Auch das von Dr. Zschiesche-Erfurt beschriebene, in den Skelettgräbern bei Gispersleben gefundene und in den Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt abgebildete Schwert dürfte hier anzureihen sein.<sup>3)</sup> Auf eine Abbildung der Waffe kann verzichtet werden.

<sup>1)</sup> Müller, Die Reihengräber zu Rosdorf bei Göttingen, Seite 40.

<sup>2)</sup> Förtsch, Ein Kriegergrab in der Nähe von Laucha, Mitteilungen aus dem Provinzial-Museum, Heft II.

<sup>3)</sup> Zschiesche, Funde aus der merowingischen Zeit in Erfurt und Umgebung, Heft XXIV der Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt, Tafel XII, 1.

Die übrigen Fundstücke lagen in der rechten Beckenhälfte dicht nebeneinander. Das eiserne, einschneidige, gut erhaltene Messer ist 19 cm lang, wovon  $15\frac{1}{4}$  cm auf die Klinge und  $3\frac{3}{4}$  cm auf den Griffdorn kommen. Die Breite der Klinge beträgt  $2\frac{1}{4}$  cm. Das Messer bleibt in bezug auf Länge weit hinter dem so häufig vorkommenden einschneidigen Halbschwerte, dem als Stoßwaffe gebrauchten Skramasaxe, zurück, und es ist aus diesem Grunde fraglich, ob es zu den Waffen gehört. Vielleicht diente es nur dem täglichen Gebrauche; es wurde, wie aus seiner Lage zu den Skeletteilen geschlossen werden darf, entweder freihängend am Gürtel getragen, oder es fand mit den übrigen Fundstücken zusammen Aufnahme in der Gürteltasche. Lindenschmit<sup>1)</sup> sagt: „Das Vorkommen aller kleineren tragbaren Beigaben, des Kammes, des Feuerzeugs, der kleinen Messer etc. in derselben Gegend deutet auf eine Gürteltasche, von der ich auch hie und da noch Moderspuren entdecken zu können glaubte“ und an einer anderen Stelle der Schrift: „Die Messerchen hingen bei den Frauen, wie bei den Männern, entweder am Gürtel oder (nach dem Gebrauche des Mittelalters vielleicht an einem längeren Bande) weiter herab in der Gegend der Kniee.“

Die Bronzepingzette zeigt die bekannte Form, charakteristische Merkmale treten nicht auf, so daß auf eine Abbildung verzichtet werden kann. Wahrscheinlich wurde dieses Instrument vom Toten bei seinen Lebzeiten zum Ausraufen und Kürzen der Barthaare benutzt. War es doch Sitte in der damaligen Zeit, dem Toten alle die Dinge, die zur Körperpflege, zur Verschönerung des Leibes dienten, mit ins Grab zu geben, weil man glaubte, daß sie auch im Jenseits gebraucht würden. Die Länge der Pinzette beträgt  $5\frac{1}{2}$  cm, die Breite der Schneide 1 cm.

Der Feuerstein, der, wie ich schon vorhin ausgeführt habe, wahrscheinlich auch in der Gürteltasche getragen wurde, ist dreikantig, an der einen Seite zugespitzt und mit Rostspuren bedeckt; er wurde vermutlich zum Feuerschlagen benutzt. „Zum Feuerschlagen bediente man sich eines länglichen, an den Enden zugespitzten Quarzstückes und eines Feuersteines, die im Gürtel getragen wurden, ebenso wie eine hölzerne Schachtel mit Zunder, der zum Auffangen der Funken bestimmt war.“<sup>2)</sup> Es darf als sicher angenommen werden, daß unser Krieger auch mit den übrigen Teilen des Feuerzeugs, der hölzernen

<sup>1)</sup> Lindenschmit, Sammlung zu Sigmaringen, S. 12.

<sup>2)</sup> Fuhse, Deutsche Altertümer, S. 112.

Schachtel mit Zunder, ausgerüstet und so in's Grab gelegt wurde. Angesichts der leichten Vergänglichkeit dieser Stoffe darf es nicht überraschen, wenn ich berichte, daß nicht das geringste von all diesen Dingen im Grabe festgestellt werden konnte.

Grab III, ca. 2,10 m lang, 0,95 m breit und 1,40 m tief, war das eines Kriegers und zwar eines solchen von ansehnlicher Größe, denn das Skelett maß in situ 1,82 m. Der Tote hatte ein hohes Alter erreicht. Der Unterkiefer war stark senil atrophiert. Obliteration der Molaralveolen. Die Knochenleisten der Hinterhauptsschuppe, die Ansatzstellen für die Nackenmuskeln traten stark hervor, der Schädel war stark verdrückt, so daß eine Messung an ihm nicht vorgenommen werden konnte. Dem Augenschein nach zu urteilen, war er ausgesprochen dolichocephal. Beigaben: eine eiserne Schnalle, ein eisernes Langschwert und ein formloses Eisenstück, das einer Deutung sich widersetzt.

Das Langschwert (spatha) ist zweischneidig; die Klinge läuft in eine Spitze aus. Die Länge beträgt  $75\frac{1}{2}$  cm, wovon 10 cm auf die Griffangel kommen. Die Breite der Klinge mißt  $5\frac{1}{4}$  cm, die Breite der Griffangel in der Nähe der Klinge  $2\frac{1}{2}$  cm und am unteren Ende  $1\frac{1}{2}$  cm. Griff und Scheide waren aus Holz gefertigt. Auf der Rostschicht sind noch deutlich die Abdrücke von der Struktur des Holzes zu erkennen. An einigen Stellen scheint sogar noch die Holzmasse vorhanden zu sein und als dünne Schicht auf dem Eisen zu liegen. Die dem Eisen unmittelbar aufliegenden Holzteile des Griffes und der Scheide wurden durch die beim Rosten sich bildenden Stoffe gleichsam imprägniert und gegen Vermoderung geschützt. Der eisernen Schnalle fehlt der Dorn. Das Langschwert lag auf der rechten Seite des Skeletts und zwar in der Nähe des Beckens.

Grab IV lag an der westlichen Seite einer nach Süden in die ungefähr 4 m tiefe Grube sich vorschiebenden Landzunge, während die übrigen Gräber sich östlich davon befanden (Situationsplan!). Dieser Querriegel wird im Laufe dieses Jahres dem Spaten und der Spitzhacke zum Opfer fallen. Seine Lage zu den Gräbern weist darauf hin, daß noch zahlreiche Funde zu erwarten sind. Die Tiefe des Grabes betrug nur 0,90 m. Starke Atrophie des Unterkiefers und Obliteration der Alveolen deuten auf ein hohes Alter des hier Bestatteten hin. Das Geschlecht des Toten habe ich nicht bestimmen können. Die Bein- und Beckenknochen und Teile des Beckengürtels fehlten. Das Fehlen dieser Skeletteile erregte meine Aufmerksamkeit, und ich hielt es deshalb für meine Pflicht, das Erdreich auf seine Schichtung und Färbung zu untersuchen. Die nach Osten zu liegende Hälfte des Grabes war durch

einen Einstich von oben zerstört worden, die senkrecht abfallenden Grabwände fehlten, und die schwarze Ausfüllungsmasse der aufgeworfenen Grube griff über die bei den übrigen Gräbern festgestellte Länge und Breite hinaus. Sollte hier eine absichtliche Verletzung des Grabes und eine Beraubung des Toten stattgefunden haben? Ich wurde in dieser Annahme bestärkt durch die Tatsache, daß die Beigaben fehlten und einige Phalangen und Fußwurzelknochen in der Ausfüllungsmasse zerstreut umherlagen. Schon in der frühgeschichtlichen Zeit scheint es Grabschänder gegeben zu haben, so daß der Gesetzgeber es für seine Pflicht hielt, diesen Leuten das Handwerk zu legen. Die Beraubung der Toten wurde nach den erst aus späterer Zeit erhaltenen Gesetzen schwer bestraft. Auf Grund einiger Glossen in diesen Bestimmungen nimmt Jakob Grimm an, daß die Gräber — auch die Friedhöfe — von Dornenhecken umgeben gewesen seien. Trifft das zu, was Jakob Grimm behauptet, so können diese Dornenhecken nur den Zweck gehabt haben, die Gräber zu schützen, einer Verletzung derselben vorzubeugen und die gewiß häufig vorkommende Beraubung der Toten zu verhüten.

Grab V, zur 2. Reihe gehörend, war ein Frauengrab. Die Tote hatte ein Alter von ungefähr 40—50 Jahren erreicht. Der Unterkiefer ist kurz, klein und zierlich, die 3. Molaren sind nicht zum Durchbruch gekommen. Direkt hinter den 2. Molaren steigen die Dornfortsätze des Kiefers schräg nach oben. Auch die Gelenkfortsätze nähern sich der Vertikalen, der Kieferwinkel beträgt etwas über 100°. Aus dem Fehlen der 3. Molaren darf keineswegs auf ein jugendliches Alter geschlossen werden, denn die Zahnkeime fehlen, auch die Schmelzhöcker sind ziemlich abgenutzt. Die Abkauung erfolgte schräg palatinalwärts. Der Zahnbogen ist annähernd kreisförmig. Auch die übrigen Knochen, besonders die Arm- und Beckknochen, waren klein und zierlich, sie ließen erkennen, daß die Tote das Durchschnittsmaß ihres Geschlechts nicht erreicht hatte.

Die Beigaben sind reich und charakteristisch, sie lassen auf eine vornehme Persönlichkeit schließen. An Beigaben wurden gefunden: zwei Gewandspangen, eine Rundfibel, eine Bernsteinperle, eine rotbemalte Steinperle, eine Schere, ein kleines Messer, eine eiserne Gürtelschnalle, ein Spinnwirtel, eine durchbohrte Scheibe und zwei bronzene Schmuckstücke von eigentümlicher Form. Die Spangen und Perlen lagen in der Brustgegend, die Schere zwischen den Schenkeln, die übrigen Dinge in und neben dem Beckengürtel.

Die beiden Gewandspangen sind völlig gleich (Tafel VI, Fig. 1). Sie bestehen aus Silber und waren ganz vergoldet. Die Spuren der

Vergoldung sind in den Vertiefungen noch deutlich wahrnehmbar, während sie auf dem nach oben gebogenen Teile des Bügels infolge der Reibung vollständig verschwunden sind. Ihr Oberteil wird durch einen Halbkreis gebildet, von dem strahlenartig 5 Knöpfe auslaufen. Die 5 den Eicheln ähnlichen Knöpfe werden durch je 2 schmale Querbänder, die sich am oberen und unteren Ende befinden, gegliedert. Knöpfe und Spange sind aus einem Guß gefertigt. Das innere Feld des Oberteils füllen Verzierungen aus, die mit den Umrißlinien des Halbkreises parallel laufen und die als dünne erhabene Linien sich ausweisen. Die dem Rande des Halbkreises am nächsten liegende Linie weist kleine, zierliche, dicht nebeneinanderliegende Kimmen auf, den Vertiefungen gleichend, die sich am Rande des Fünzigpfennigstückes befinden. Innerhalb der zweiten halbkreisförmigen Verzierung sind dreikantige Vertiefungen so angeordnet, daß eine Zickzacklinie reliefartig heraustritt. Der Bügel, durch ein leicht hervortretendes Band der Länge nach in 3 Teile geschieden, endet in einem Fuße von annähernd rechteckiger Form. Die Bandfläche ist mit kleinen, in 2 Reihen angeordneten Dreiecken besetzt, eine Verzierungsweise, die an frühmittelalterlichen Spangen sehr häufig beobachtet werden kann. Auf dem nach oben gebogenen Teile des Bügels sind sie infolge der Abnutzung verschwunden, wie die Abbildung deutlich erkennen läßt. Ein schmales Querband trennt diesen Teil des Bügels vom Fußende die vertieften Verzierungen der Bandfläche erinnern an den Kerbschnitt, der durch seine ganze Technik deutlich beweist, daß er für Holzverzierung erfunden wurde. Der Kerbschnitt war ein bei den Germanen seit lange beliebtes Verzierungsmittel für Holzgegenstände, seien es Kästen oder Schachteln oder Bretter und Balken an den Häusern. Als durch römisches Vorbild auch die Metallindustrie tüchtige heimische Vertreter fand, übertrugen diese das beliebte Ornament ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit des Materials auch auf bronzene, silberne und goldene Schmuckgegenstände. Seitlich des Längsbandes bemerken wir an dem für die Aufnahme der Gewandfalten bestimmten Teile des Bügels 4 schmale Nebenbänder. Am Fußende macht sich ein Wechsel in der Verzierungsweise bemerkbar. Die an der halbkreisförmigen Kopfplatte wahrgenommene Ornamentform tritt von neuem auf. Auf den beiden Seiten des Längsbandes erblicken wir die bekannten dreikantigen Vertiefungen, die so angeordnet sind, daß ein reliefartiges Zickzackband dem Auge entgegentritt. Unter dem Fußende befindet sich die mit Rostflecken besetzte Nadelhafte. Die eiserne Nadel hat der Rost vollständig zerstört, jedoch sind die Spiralen

in den Trägern noch deutlich zu erkennen. Die beschriebenen Schmuckstücke sind Fünfknopffibeln mit rechteckigem Fuße, sie werden von verschiedenen Forschern, so z. B. von Prof. Größler-Eisleben auch Strahlen- oder Radspeichenfibeln genannt. Nach der Ansicht des soeben genannten Forschers gehören diese Fibeln zu den eigenartigen Schmuckstücken der fränkisch-merowingischen Zeit, ob mit Recht, lasse ich vorläufig unentschieden.<sup>1)</sup> Auch die in der Nähe von Gispersleben gefundene und von Dr. Zschiesche-Erfurt beschriebene Fibel dürfte hier anzureihen sein.<sup>2)</sup> Aber auch die von Direktor Dr. Förtsch-Halle veröffentlichte Fibel von Laucha a. Unstrut kann zum Vergleiche herangezogen werden, weil sie verwandte Motive aufweist.<sup>3)</sup>

Interessant ist die goldene Rundfibel mit Glasschmuck (Tafel VI, Fig. 2), die mit ihrer rosettenartigen Anordnung der Felder den frühesten Typus dieser Stücke aufweist. Auf der Goldplatte sind 8 zierliche Goldstege hochkant aufgesetzt, welche die Zeichnung geben. Die 8 Felder sind mit einer rotgegritterten Masse ausgefüllt und diese mit zugeschnittenen Glasscheibchen überdeckt; sie gruppieren sich um eine kreisförmige Zelle, die in der Mitte der Scheibe liegt und echten Zellenschmelz (*émail cloisonné*) aufweist, der weiß gefärbt und mit konzentrischen Kreisen verziert ist. Um den unteren Rand laufen Vertiefungen von dreieckiger Form, die mit zierlichem, für das unbewaffnete Auge kaum sichtbarem Stabwerk ausgefüllt sind. Die eiserne Nadel, durch Rost zerstört, federte mittels einer Bronzedrahtrolle. Die Rundfibel tritt ziemlich früh auf, so z. B. findet sie sich unter den Fundstücken des Urnenfriedhofs bei Darzau<sup>4)</sup> (3. Jahrhundert).

Die durchlochte Bernsteinperle ist plattgedrückt, mehr scheibenförmig. Der Durchmesser beträgt  $4\frac{7}{10}$  cm, die Stärke 2 cm. Das Loch befindet sich nicht genau in der Mitte des Körpers, der Schwerpunkt liegt auf einer Seite, was zur Folge hatte, daß die an einer Schnur befestigte Perle immer nach einer Seite hing und der Mündungsrand der Durchlochung sich auf der dem Schwerpunkt gegenüberliegenden Seite abnutzte.

Die Steinperle war rot bemalt, an einigen Stellen erkennt man noch deutlich die Farbenreste. Der Durchmesser des annähernd kugelförmigen Körpers beträgt  $1\frac{1}{4}$  cm.

<sup>1)</sup> Größler, Reinsdorf a. Unstrut und Eisleben IV, Jahresschrift Bd. I, S. 107 bis 112 und 146.

<sup>2)</sup> Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Altertumskunde von Erfurt, Heft XXIV, Tafel XII, Abb. 10.

<sup>3)</sup> Mitteilungen aus dem Provinzialmuseum, Heft II, S. 33.

<sup>4)</sup> Hostmann, Der Urnenfriedhof bei Darzau, Tafel VIII, Abb. 12.

Die beiden Perlen waren die Teile eines Brust- oder Halsschmuckes, ihre Lage zum Skelett weist darauf hin.

Die eiserne Schere zeigt die bekannte Form der Schafschere. Besondere Merkmale sind nicht vorhanden, so daß auf eine Abbildung verzichtet werden kann. An dem elastischen, kräftigen Bügel sitzen zwei ziemlich lange Scherarme und an ihrem unteren Ende zwei breite, spitz zulaufende Scherklingen. Die Länge der Schere mißt  $17\frac{1}{2}$  cm, die Länge der Klingen beträgt  $7\frac{1}{2}$  cm und die Breite des Bügels  $1\frac{3}{5}$  cm.

Neben der Schere lag ein kleines, eisernes Messerchen. Der Griffdorn fehlt. Die Klinge ist schmal, dünn und läuft nach unten spitz zu. Ihre Länge beträgt 8 cm, die Breite  $1\frac{1}{3}$  cm.

Aus der Lage dieser beiden Fundstücke im Grabe ersieht man, daß sie entweder frei an der Seite hängend getragen wurden oder aber, um Verletzungen zu vermeiden, in einer am Gürtel befestigten Scheide von Holz oder Leder Aufnahme fanden.

Der Wirtel besteht aus gebranntem Ton, er ist weißlichgrau gefärbt, doppeltkonisch mit scharfer Kante; auf der einen Seite befindet sich eine trichterförmige Einsenkung der Oberfläche zum Loche. Obere Breite des Trichters 17 mm, Lochdurchmesser 3 mm, großer Durchmesser  $3\frac{7}{10}$  cm, Höhe  $2\frac{3}{10}$  cm, Gewicht 15 g. In der trichterförmigen Einsenkung bemerken wir eine leichteingeritzte Kreislinie, die mit dem Mündungsrande parallel läuft. Auf der entgegengesetzten Seite zeigt der Wirtel die gleiche Verzierung. Ein Wirtel von der gleichen Form befindet sich unter dem Fundinventar des Darzauer Urnenfriedhofs.<sup>1)</sup> In das zentrale Loch des Wirtels wurde ein Stab fest hineingesteckt, so daß das Ganze nun eine Spindel darstellte, die mit der Hand nach Art einer Torl in rotierende Bewegung versetzt wurde und den gesponnenen Faden auf sich wickelte. Der Wirtel hatte die Aufgabe, durch sein Gewicht des Stäbchens drehende Bewegung zu verstärken und gleichmäßiger zu gestalten.

Neben dem Wirtel lag ein Gegenstand von eigentümlicher Form (Tafel VI, Fig. 3), aus Weißmetall gefertigt, der wahrscheinlich ebenfalls auf die Spindel geschoben wurde und zwar zu dem Zwecke, das Herabfallen des Fadens beim Aufwickeln zu verhindern und die Wirkung des Wirtels zu erhöhen. Er besteht aus einer kreisförmigen Scheibe, die mit zwei leichteingeritzten, konzentrischen Kreislinien und drei- und vierkantigen Vertiefungen verziert ist (auf der Abbildung

<sup>1)</sup> Hostmann, Der Urnenfriedhof von Darzau, Tafel XI, Abb. 12.

nur schwach sichtbar) und aus einem hohlen Zylinder, der sich in der Mitte der durchlocherten Scheibe befindet, senkrecht auf ihr steht und wahrscheinlich die Aufgabe hatte, die Scheibe mit der Spindel fest zu verbinden. Der Durchmesser der Scheibe beträgt genau so viel wie der des Wirtels, nämlich  $3\frac{4}{5}$  cm, die Stärke der Scheibe  $1\frac{1}{4}$  mm, die Länge des Zylinders 9 mm und der Lochdurchmesser 6 mm. Die Handspindel, dieses uralte Symbol der Hausfrau, deren Benutzung zum Spinnen bei arischen und semitischen Völkern bis in die Urzeiten hinaufreicht, bestand vermutlich aus Holz und hat sich infolgedessen nicht erhalten. Der Flachsbau war in der frühgeschichtlichen Zeit allgemein verbreitet und unter besonderen Schutz des Gesetzes gestellt. Ihn wie die Wolle zu bearbeiten, zu spinnen und zu weben, war die Aufgabe der Frauen. Selbst Fürstinnen wußten die Spindel zu führen und mit kunstvollen Stickereien die Gewänder zu verzieren.

In der rechten Beckenhälfte lagen 2 Schmuckstücke von gleicher Form (Tafel VI, Fig. 4), aus Bronze bestehend und mit grüner und lasurblauer Patina überzogen. Ein jedes Fundstück besteht aus zwei Teilen, aus einem Schaft und aus einer Zierplatte. Der Schaft hat an seinem unteren Ende eine Öse und ungefähr in der Mitte einen vierkantigen Wulst, der sich um den Schaft herumzieht und ihn nach allen Seiten hin verstärkt. Der Schaft ist von der Öse bis zum Wulste im Querschnitt kreisförmig, vom Wulste bis zur Platte vierkantig. Die Platte hat entfernte Ähnlichkeit mit der Gestalt eines sitzenden Vogels und ist auf beiden Seiten mit dem für die frühgeschichtliche Zeit charakteristischen Kreisornament (Augenkreisen) bedeckt. Die Öse, Rostspuren aufweisend, deutet darauf hin, daß dieser eigentümliche Gegenstand eventuell mit Pinzette, Ohrlöffel u. s. w. auf einen eisernen Ring gezogen und wahrscheinlich am Gürtel getragen wurde. Welche Bedeutung hatte dieses Fundstück? Diente es dem täglichen Gebrauch wie z. B. der Wirtel, der Ohrlöffel, die Pinzette, oder war es nur der Teil eines Zierats, der von der Frau am Gürtel getragen wurde? Daß die betreffenden Gegenstände zum Gürtelgehänge gehörten, kann, wie ich vorhin schon erwähnte, keinem Zweifele unterliegen. Es wird mir schwer, die aufgeworfenen Fragen in genügender Weise zu beantworten und zwar aus dem Grunde, weil mir keine Parallelen bekannt sind und verschiedene Museen, wie z. B. das Provinzialmuseum in Halle und das Römisch-Germanische Zentral-Museum in Mainz, Gegenstände von gleicher und ähnlicher Form nicht besitzen. Der mit Öse und Wulst versehene Schaft läßt die Deutung des Fundstückes als Schlüssel zu. Das vogelartige Endstück müßte dann als Schlüsselbart

anzusprechen sein. Die soeben ausgesprochene Vermutung gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn wir die Tatsache ins Auge fassen, daß die Gegenstände in einem Frauengrabe und zwar in der rechten Beckenhälfte des Skeletts gefunden wurden. Der Schlüssel ist „das Attribut der Schaffnerin und der Schließerin der Truhen“. Die Frauen der frühgeschichtlichen Zeit trugen den Schlüssel, das Abzeichen ihrer Hausfrauenwürde, am Gürtel und nahmen ihn mit ins Grab. Doch ruft diese Deutung auch mancherlei Bedenken wach. Die reiche Ornamentierung des vogelartigen Endstückes, auch seine Form, scheint dagegen zu sprechen. Museumsdirektor Lindenschmit-Mainz schreibt mir: „Auch uns ist ein Fundstück wie der von Ihnen abgebildete Stab mit Vogelbild noch nicht vorgekommen. Der Gegenstand ist jedenfalls als Teil eines Zierats zu betrachten. Man darf vielleicht annehmen, daß er an dem Gürtelgehänge einer Frau, das ja oft ganz verschiedene Dinge: Hirschkronen, Münzen, Eberzähne, durchbrochene Bronzekugeln, verzierte Bronzeplättchen, Kristallkugeln usw. aufweist, befestigt war.“ Hoffentlich gelingt es den Männern der Wissenschaft, die Bedeutung dieser beiden Fundstücke festzustellen.

Grab VI. Eine Frau von 20—30 Jahren hatte in diesem Grabe ihre letzte Ruhestätte gefunden. Das Gebiß ist vollständig, auch die 3. Molaren (Weisheitszähne) sind vorhanden. Die Schmelzhöcker sind noch nicht abgenutzt, an einigen Stellen machen sich die Anzeichen beginnender Karies bemerkbar. Die Tiefe des Grabes betrug 1,95 m, die Länge 1,90 m und die Breite 0,85 m. Beigaben: 2 Gewandspangen, ein vergoldeter Hängering, ein kreisrunder Schnallenring und eine eiserne Schere.

Die beiden Gewandspangen lagen in der Brustgegend, sie stimmen in der Form so ziemlich überein, hinsichtlich der Größe und Ornamentierung bestehen aber Unterschiede, so daß eine eingehende Beschreibung dieser beiden Fundstücke sich als notwendig erweist. Beide bestehen aus einer hellfarbigen Legierung, aus Weißmetall, sie sind stellenweise mit hellgrüner Patina bedeckt, an den geschützten Stellen, besonders in den Vertiefungen der Kopfplatte und des Bügels können die Spuren der Vergoldung nachgewiesen werden. Die rechteckige Kopfplatte der einen Gewandspange (Tafel VI, Fig. 5) zeigt an der Längsseite 3, an jeder Schmalseite 2 miteinander verbundene Knöpfe. Ein mit einer leicht eingeritzten Zickzacklinie geschmücktes Band zieht am Rande der Platte hin, es hat die Aufgabe, den Umriß derselben zu verstärken und das innere Feld mit seinem geschmackvoll ausgeführten Verzierungs-system nach außen abzuschließen: es bildet

gleichsam den Rahmen für die mit dem Mäandermotiv geschmückte innere Verzierungsfläche. Das Mittelstück des Bügels ist eiförmig gestaltet, das Ornament besteht aus geschwungenen, mit dem Rande parallel laufenden, nach der Mitte sich verjüngenden Linien. Am Rande tritt uns das bei der Betrachtung der Kopfplatte schon einmal erwähnte Zickzackmotiv entgegen. Das Fußende bildet ein Schlangen- oder Eidechsenkopf. Die zweite Gewandspange (Tafel VI, Fig. 6) ist etwas größer als die erste. In der Form stimmt sie mit der ersten überein, nur die Ornamentierung ist verschieden. An der Längsseite der rechteckigen Kopfplatte sitzt eine aus vier Knöpfen bestehende Verzierung. Das innere Feld des Oberteils zeigt ebenfalls das Mäandermotiv, wenn auch in etwas veränderter Ausführung, wie die Abbildung zeigt. Der nach oben gebogene Teil des Bügels wird durch drei Längs- und zwei Querbänder reich gegliedert. Das ovalförmige Mittelstück zeigt eine mit dem Rande parallel laufende, erhabene Linie, die mit kleinen Kimmen besetzt ist, ein Motiv, das wir schon bei den Fünfknopffibeln kennen gelernt haben. Zwei Querlinien teilen die innere Verzierungsfläche in ein vorderes und ein hinteres Feld, von denen jedes zwei der Eiform sich nähernde Motive aufweist. Der am Fußende sich befindende Eidechsenkopf zeigt vom Scheitel nach hinten laufende, leichteingeritzte Linien. Die eiserne, mittelst einer Drahtrolle federnde Nadel ist bei beiden Gewandspangen durch Rost zerstört. Nadelrasten und Träger sind noch vorhanden.

Die beiden Tierkopffibeln sind dadurch interessant, daß sie, wenn nicht zuerst, doch in ausgeprägtester Weise den nordisch-germanischen Kunststil mit seinen eigentümlich verschlungenen Arabesken und daneben in bemerkenswertem Kontrast zu dieser Ornamentik, als unverkennbares Zeugnis klassischer Einwirkung, den Mäander regelrecht entwickelt aufweisen. Die unter dem Namen Mäander bekannte Verzierungsart machte sich in bestimmten Gegenden Norddeutschlands eine Zeitlang in der Töpferkunst geltend (Urnenfriedhof bei Darzau), verschwand dann vollständig und trat seit dem 5. Jahrhundert aufs neue auf und zwar nicht mehr auf den Erzeugnissen der Keramik, sondern auf solchen der Metalltechnik. Ob die klassische Kunstindustrie Anteil hatte an der Darstellung dieser Schmucknadeln, erscheint mir fraglich. Die hochentwickelte Kunst unserer Vorfahren beschränkte sich keineswegs auf die nordischen Motive, sondern sie war auch aufnahmefähig für fremde, für klassische Formen und wußte sie in geschickter Weise dem Ganzen einzufügen.

Der vergoldete Ring wurde wahrscheinlich als Hängezierat auf

der Brust getragen. Er ist geschlossen, massiv, plattgedrückt und annähernd kreisförmig. Figur 7b auf Tafel VI läßt die Abweichung von der Kreisform deutlich erkennen. Der Ring hat einen lichten Durchmesser von 4 cm, die Stärke beträgt  $\frac{1}{2}$  cm. Die beiden Seiten sind reich verziert. Auf der einen Seite (Fig. 7a), und zwar in der Nähe des Außenrandes bemerken wir sichelförmige Vertiefungen in folgender Anordnung: , am Innenrande aber stempelartige Eindrücke: vier Vertiefungen, dem lateinischen F ähnlich sehend, gruppieren sich so, daß ein rechtwinkliges, gleicharmiges Kreuz zwischen ihnen frei bleibt. Das Kreuz ist das uralte, heidnische Sonnenzeichen und hat mit dem Christentume nichts zu tun. Nimmt man die Verzierungen unter das Vergrößerungsglas, so wird man unwillkürlich an das bekannte Abzeichen unserer Turnvereine erinnert. Die Stempeleindrücke treten stellenweise so nahe an den Innenrand heran, daß nur noch zwei Vertiefungen sichtbar sind. Auf der anderen Seite (Tafel VI, Fig. 7b) fehlen die sichelförmigen Vertiefungen, nur die oben beschriebenen Stempeleindrücke bedecken die Fläche. Aus Thüringen kenne ich keine Parallele zu diesem Schmuckstücke.

Der eiserne Schnallenring ist vollkommen kreisrund. Der Dorn fehlt. Der lichte Durchmesser beträgt 4 cm, die Stärke 5 mm. An der Stelle, wo der Dorn mit dem Ringe verbunden war, befindet sich ein formloser Wulst.

Die eiserne Schere ist etwas kleiner als die in Grab V gefundene, sie zeigt die bekannte Form. Die Länge der Schere beträgt  $14\frac{1}{2}$  cm, die Länge der Klinge  $6\frac{1}{2}$  cm, die Breite der Klinge  $1\frac{1}{4}$  cm, die Breite des Bügels ebensoviel.

Der Schnallenring lag neben den Kreuzwirbeln, die Schere dagegen neben dem rechten Oberschenkelknochen.

Grab VII und VIII bildeten die 3. Reihe. Grab VII war ein Frauengrab; Tiefe = 1,50 m, Länge = 1,85 m, Breite = 0,90 m. Die Tote hatte ein hohes Alter erreicht. Starke Atrophie des Unterkiefers und Obliteration der Alveolen lassen es erkennen. Die Alveole des 3. Molaren links ist offen, der Zahn scheint kurz vor dem Tode abgestoßen worden zu sein. Der Schädel ist ausgesprochen dolichocephal. Beigaben fehlen.

Grab VIII, Männergrab. Die Bestattung des Toten war mit einer gewissen Flüchtigkeit und Nachlässigkeit ausgeführt worden. Schon die äußere Form des Grabes ließ erkennen, daß mit wenig Sorgfalt zu Werke gegangen war. Das Grab zeigte in der Nähe der Erdoberfläche die bekannten Maßverhältnisse, verengte sich aber nach der

Tiefe zu und bildete da, wo der Tote lag, eine enge Kammer von 1,10 m Länge und 0,40 m Breite, so eng und schmal, daß der Tote niemals in ausgestreckter Lage, sondern als liegender oder sitzender Hocker darin Platz finden konnte. Die Tiefe der engen Grube betrug am östlichen und westlichen Ende 1,10 m, nach der Mitte zu 1,25 m. Die Knochen des Skeletts lagen wirt durcheinander, auch durch den Druck des Erdreichs schien eine Verschiebung einzelner Teile herbeigeführt worden zu sein, eine Anzahl Tierknochen trat verwirrend hinzu, so daß es mir anfangs schwer fiel, in dieses Durcheinander Ordnung zu bringen und die Lage der oberen und unteren Extremitäten mit Sicherheit feststellen zu können. Folgendes habe ich ermitteln können: das Skelett war nicht genau von Osten nach Westen orientiert, wie wir es bei den übrigen Gräbern beobachtet haben, sondern es näherte sich der Richtung Nordost-Südwest. Der Schädel des auf dem Rücken liegenden Skeletts lag um 0,20 m höher als der Beckengürtel. Der linke Arm war gebeugt, der rechte lag in gestreckter Haltung schräg nach oben. Die Beine waren dem Toten nach der Brust emporgezogen worden, ähnlich, wie wir es bei den neolithischen Hockergräbern zu beobachten gewohnt sind. Die mürben Scherben des Beigabegefäßes lagen in der Brustgegend, die Tierknochen in der Beckengegend. Der Tote war von den Überlebenden bei der Bestattung in die enge und schmale Grube hineingepreßt worden, und da nach heidnischer Anschauung Speise und Trank nicht fehlen durften, so setzten sie ihm das wahrscheinlich mit Wasser gefüllte Beigabegefäß neben die Brust, und das Fleisch des geschlachteten Tieres legten sie neben das Becken. Das Beigabegefäß ist eine kleine Kuppe aus Ton, sie gleicht dem in Grab I gefundenen Gefäß, ist ziemlich roh gearbeitet (ohne Drehscheibe) und schlecht gebrannt.

Was nun die Zeitstellung der Skelettgräber von Ammern anbelangt, so ist zu bemerken, daß die Gräber ohne Ausnahme ein und derselben Periode angehören, der Übergangszeit, die in das 5. Jahrhundert der nachchristlichen Zeitrechnung fällt und von der Zeit der Völkerwanderung und der fränkisch-merowingischen Zeit begrenzt wird. Verschiedene Gründe bestimmen mich, das Ende des 5. Jahrhunderts als den Zeitpunkt festzusetzen, in dem die Beisetzung der Toten stattgefunden hat. Wichtig für die Zeitbestimmung sind die Grabgefäße und die Gewandspangen, aber auch verschiedene Fundumstände dürfen nicht unberücksichtigt bleiben, wenn ein möglichst einwandfreies Urteil ausgesprochen werden soll.

Die beiden in Grab I und VIII gefundenen Gefäße sind tassen-

oder topfartig, roh gearbeitet (ohne Drehscheibe) und schlecht gebrannt, die Masse ist mit Quarzkörnern durchknetet, der Gefäßkörper leicht gebauht und der Rand gerade abgesetzt, nur ein klein wenig nach innen gebogen. Sie gleichen dem auf der Wandtafel der vor- und frühgeschichtlichen Gegenstände der Provinz Sachsen unter der Rubrik: Zeit der Völkerwanderung abgebildeten, als Topf bezeichneten Grabgefäße und zwingen mich, die Gräber früher anzusetzen als es bei den Gräbern mit gleichen oder ähnlichen Funden sonst gemeinhin geschieht und der Übergangszeit zuzuweisen. Das im Jahre 1896 gefundene, in dieser Zeitschrift<sup>1)</sup> von mir beschriebene und abgebildete Gefäß gleicht vollkommen dem in den Skelettgräbern bei Bischleben aufgedeckten, von Dr. Zschiesche-Erfurt veröffentlichten Beigabefäß.<sup>2)</sup> Auch das in den Skelettgräbern bei Gispersleben aufgedeckte Grabgefäß<sup>3)</sup> dürfte hier anzureihen sein. Sanitätsrat Dr. Zschiesche weist die Gräber bei Bischleben der Übergangszeit zu. Auch das zweite im Jahre 1896 bei Ammern gefundene Gefäß<sup>4)</sup> hat verschiedene Parallelen, so z. B. kann das von Dr. Zschiesche-Erfurt veröffentlichte Gefäß von Gispersleben<sup>5)</sup> und das in der Galgenschlucht bei Eisleben in einem Grabe gefundene, von Prof. Dr. Größler beschriebene Gefäß<sup>6)</sup> mit ihm verglichen werden. Die beiden Gefäßtypen von Ammern treten schon um das Jahr 400 auf.<sup>7)</sup> Die Gefäße von Trebitz, Mansfelder Gebirgskreis, gleichen hinsichtlich der Ornamentierung den Gefäßtypen von Ammern: hier wie dort die gitterartigen Einstriche, die sich glänzend vom matten Grunde abheben und den Hals verzieren, die senkrecht verlaufenden, starken Rippen an der unteren Bauchseite, die um den Gefäßkörper laufenden Ringwulste usw. Prof. Kossinna-Groß-Lichterfelde weist nach, daß die betreffenden Tongefäße mit ihrer eigenartigen Ornamentierung schon um das Jahr 400 anzutreffen sind, aber auch noch fast 100 Jahre später in den frühesten Merowingergräbern erscheinen, so z. B. in den bekannten merowingischen Gräbern von Oberflacht in Württemberg, in den

1) Jahresschrift, Band III, Tafel I, 19.

2) Zschiesche, Das vorgeschichtliche Erfurt und seine Umgebung, Tafel II, 27.

3) Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt, Heft XXIV, Tafel XII, 5.

4) Jahresschrift, Band III, Tafel I, 20.

5) Mitteilungen, Heft XXIV, Tafel XII, 6.

6) Jahresschrift, Band I, Tafel XVII, 501.

7) Kossinna, Die Zeitbestimmung der Skelettgräber von Trebitz, Mansfelder Gebirgskreis, Nachrichten über deutsche Altertumsfunde, Jahrg. 1903, 4. Heft.

merowingischen Gräbern von Oberröblingen, Mansfelder Seekreis usf. Auch die beiden zuletzt erwähnten Beigabegefäße von Ammern geben einen sicheren Anhalt für genaue Zeitbestimmung der Gräber und zwingen mich, meine vor Jahresfrist ausgesprochene Vermutung, daß die Gräber der fränkisch-merowingischen Zeit angehören und mit der Katastrophe von Burgscheidungen in Verbindung zu bringen seien, aufzugeben und sie früher anzusetzen.

Aber auch die Gewandspangen sprechen für eine frühere Datierung. Prof. Kossinna-Groß-Lichterfelde schreibt mir: „Die Gräber gehören, es läßt sich mit großer Sicherheit bestimmen, in die zweite Hälfte des 5. Jahrhunderts. Das zeigt die Fünfknopffibel mit rechteckigem Fuße, ebenso die Fibeln mit rechteckiger Kopfplatte und endlich auch die kleine Rundfibel mit Glasschmuck, deren rosettenartige Anordnung den frühesten Typus dieser Stücke aufweist. Alles gehört noch ins 5. Jahrhundert, aber ans Ende, keinesfalls mehr ins 6. Jahrhundert, weil noch nichts von dem sogenannten I. Stil der eigentlichen Tierornamentik auf den Stücken zu sehen ist.“

Nicht unbeachtet dürfen aber auch die Fundumstände bleiben, wiewohl ihre Beweiskraft nicht hoch angeschlagen werden darf; sie lassen erkennen, daß die Gräber einer Zeit angehören, die der fränkischen Invasion vorausging, einer Zeit, die der Entwicklung und Ausbildung nationaler Eigentümlichkeiten günstig war.

Unsere Grabfunde sind Erzeugnisse heimischer Arbeit; sie sind der Niederschlag der Kultur unseres engeren Vaterlandes zu einer Zeit, als das Königreich der Thüringer auf seiner Höhe stand und, von der Leine bis an die Donau bei Regensburg und von der Weser bis an die Elbe und Saale reichend, den Kern Deutschlands bildete. „Hierfür spricht zunächst die altnationale Art der Bestattung mit Wehr und Waffen in festlichem Schmuck, nach den noch immer heidnischen Anschauungen unter Beigabe von Speise und Trank. Verbrennung hat nicht mehr stattgefunden, aber auch noch keine Bestattung nach Art der Franken unter einer Holzbedachung oder in eisenbeschlagenen Totenbäumen oder gar, wie Könen bei Andernach beobachtete, in gewölbeartig verschlossenen Steinkisten oder Steinsärgen.“ Hierfür spricht ferner das Fehlen der Wurfaxt, deren Vorhandensein in fränkischen Gräbern sonst zur Regel gehört. „Über die Ausrüstung thüringischer Krieger sind wir weder durch Funde noch durch Geschichtsquellen unterrichtet, immerhin ist anzunehmen, daß in einem Lande, dessen Fürstenhaus in verwandtschaftlicher Beziehung zu den hervorragenden Königsfamilien stand, welches dauernd gegen

das Vorwärtsschreiten der Franken auf der Hut sein mußte, daß da die Fürsorge für das Heer eine zeitgemäße und geordnete war. Die Ausrüstung wird gewiß eine der fränkischen sehr ähnliche gewesen sein, wobei nicht ausgeschlossen ist, daß nationale Eigentümlichkeiten mehr oder minder hervortraten.“<sup>1)</sup>

Die politischen Ereignisse des 6. und 7. Jahrhunderts beeinflussten, ich bestreite es keinen Augenblick, die kulturellen Verhältnisse. Was wir in der Völkerwanderungszeit vorbereitet sahen, das Streben nach Einheit, nach Zusammenfassung der deutschen Stämme unter einer Führung, gelang der brutalen Gewalt des Saliers Chlodwig. Die bluttriefende Schöpfung dieses gewalttätigen Mannes entwickelte sich zu dem mächtigsten Germanenreiche, das erobernd seine Grenzen weitete, die Selbständigkeit der einzelnen deutschen Stämme vernichtete und den Grund legte zu einer selbständigen Geschichte des „deutschen Volkes“; sie übernahm aber auch infolge der politischen Verhältnisse das germanische Erbe auf kulturellem Gebiete und führte es weiter. Auch Thüringen wurde fränkische Provinz, und die veränderten politischen Verhältnisse erschlossen der Kultur neue Kanäle. Der kulturelle Einfluß des Frankentums tritt uns auch in Thüringen entgegen, ich leugne dies keinen Augenblick, aber auch das andere sollte nicht ungesagt bleiben! Vieles von dem, was unter fränkisch-merowingischer Flagge segelt und auf das Konto der Franken geschrieben wird, verdankt seinen Ursprung der Kunstbetätigung unserer Vorfahren, die während der unruhigen Zeiten der Völkerwanderung, den Franken in jeder Beziehung ebenbürtig, politische Erfolge zu erringen wußten, ein großes Reich gründeten und auf dem Gebiete der Kultur gewiß bemerkenswerte Leistungen zu verzeichnen hatten. Wir müssen uns hüten, gleiche oder ähnliche Funde auf die aus dem Westen oder Südwesten kommende Kulturströmung zurückzuführen, vielleicht fränkische Beeinflussung anzunehmen oder sogar in ihnen fränkische Importware zu erblicken.

Auch das berühmte Gräberfeld von Weimar (Watzdorfer- und Friesenstraße) scheint zum Teil einer Zeit anzugehören, die vor dem Jahre 531 liegt. Der in Weimar gefundene silberne Löffel, der an die sagenhafte Thüringer Königin Basena, die den Franken Childerich († 481) heiratete und die Mutter Chlodwigs wurde, erinnert, spricht für meine Behauptung. Dr. Buchenau hat die Grabfunde in der

<sup>1)</sup> Förtsch, Ein Kriegergrab aus der Nähe von Laucha, Mitteilungen aus dem Provinzial-Museum, Heft II.

Watzdorferstraße zu Weimar in den Blättern für Münzkunde beschrieben und eine chronologische Einreihung der Fundstücke versucht. Er kommt zu demselben Ergebnis: „Da auch eine gehenkelte Goldmünze, scheinbar ein dem Goldsolidus des Kaisers Zeno nachgebildetes Schmuckstück, unter den Beigaben sich befand, so ist auch eine Zeitbestimmung insoweit möglich, als der Nachlaß nicht älter sein kann als Kaiser Zenos Regierung.“ Der oströmische Kaiser Zeno regierte von 474 bis 491. Auch dieses Schmuckstück fällt in eine Zeit, die der Katastrophe von Burgscheidungen vorausging. Weimar war nicht nur ein Zentrum fränkischer Kultur, wie Dr. Götze-Berlin behauptet,<sup>1)</sup> sondern auch ein kultureller, vielleicht auch politischer Mittelpunkt Thüringens während der Zeit, als das Königreich der Thüringer auf seiner Höhe stand, und Prof. Dr. Höfer-Wernigerode trifft das Richtige, wenn er behauptet,<sup>2)</sup> daß durch die wahrhaft königlichen Bestattungen des 5. und 6. Jahrhunderts in Weimar der Ort gezeigt wird, wo in Wahrheit der Königshof Hermanfrieds zu suchen ist, und wo die Gebäude gestanden haben, deren Untergang die thüringische Königstochter Radegunde in so rührenden Worten beweinte.

Der fränkisch-merowingische Stil beschränkt sich nach meiner Auffassung keineswegs auf die Franken, er ist ein gemein-germanischer Stil, der schon vor dem Beginn der Völkerwanderung da, wo Germanen saßen, nachgewiesen werden kann,<sup>3)</sup> der dann während der unruhigen Zeiten der Völkerwanderung weiter entwickelt wurde und schließlich in den fränkischen Ländern, aber auch in England, Belgien usw. liebevolle Pflege und seine höchste Ausbildung fand. Grempler findet den Anfang des sich im Westen weiter entwickelnden Stiles zu Beginn der Völkerwanderung in Südrubland. „Wir haben es mit germanischer Kunst zu tun, beeinflusst von der antiken und, betreffs der Inkrustation, von der asiatischen Geschmacksrichtung. Überall, wo germanische Völkerschaften auf der Wanderung hinkamen, findet er sich. Seien es Ost- oder Westgoten, Langobarden, Vandalen oder Franken.“<sup>4)</sup> Auch die russischen Archäologen vertreten diese Anschauung, wenn sie auch diesen Stil nicht merowingisch, sondern gotisch zu nennen pflegen. Wir finden diesen Stil bei denjenigen germanischen Völkern, die entweder auf römischem Provinzialboden siedelten oder aber den

<sup>1)</sup> Götze, Das vorgeschichtliche Thüringen, Protokolle der Generalversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altumsvereine zu Erfurt 1903.

<sup>2)</sup> Jahresschrift, Band I, S. 257.

<sup>3)</sup> Salin, Die altgermanische Tierornamentik.

<sup>4)</sup> Grempler, Der Fund von Sakrau.

Ausstrahlungen des römischen und byzantinischen Kulturkreises auf längere oder kürzere Zeit ausgesetzt waren; wir finden ihn aber auch bei den Nordgermanen, mir will es sogar scheinen, wie wenn die Kunstüberlieferung vom hohen Norden, dem gemeinsamen Stammlande der Germanen, ausgegangen wäre. Nach Wilser<sup>3)</sup> ist das während der Völkerwanderung in so charakteristischer Form auftretende germanische Zierwerk keineswegs aus römischen und byzantinischen Vorbildern abzuleiten, sondern als Endglied einer langen einheimischen Entwicklungsreihe anzusehen. Vorläufer dieser germanischen Kunstübung sollen sich in der Zierkunst der Kelten bemerkbar machen. Daß altgermanische Kunstüberlieferung bei der Entwicklung dieses Stiles ganz gewiß eine beträchtliche Rolle gespielt hat, kann man wohl unbedingt zugeben, doch scheint es mir nicht richtig, das antike Moment so vollkommen auszuschalten, wie es Wilser getan hat. In der Ornamentik finden sich neben einer großen Zahl germanischer Formen doch auch viele antikisierende und zu diesen klassischen Formen rechne ich auch den Mäander, wie ich an einer anderen Stelle ausgeführt habe.

Die angeregten Fragen an dieser Stelle weiter zu verfolgen, würde außerhalb der Grenzen meiner Arbeit liegen. Sie lassen eine befriedigende Lösung nur dann erwarten, wenn es der Wissenschaft gelingen sollte, das Vergleichsmaterial zu mehren und durch eine speziell archäologische Bearbeitung der frühgeschichtlichen Funde Thüringens tiefer einzudringen in das Verständnis des deutschen Geistes und des von ihm geschaffenen Kunststils.

Sellmann.

## Der Pohlsberg bei Latdorf, Kr. Bernburg.

(Hierzu Tafel VII, VIII und IX.)

Der Pohlsberg ist ein weithin sichtbarer Hügel östlich von Latdorf; durch zwei Akazien auf seinem Rücken wird er von anderen Hügeln jener Gegend auch aus der Ferne unterschieden, namentlich vom Spitzen-Hoch, der 2 km weiter nach Osten sich erhebt, und der nach der Ausgrabung (Klopfleischs) von 1880 nicht mehr die spitze Form hat, die ihm einst den Namen gegeben. Derselbe Weg, der von Latdorf nach dem Spitzen-Hoch führt, führt auch am Pohlsberg vorüber;

<sup>3)</sup> Wilser, Die Germanen, Beiträge zur Völkerkunde.